



*sus et iudaei*

Projektdokumentation

Schmähplastiken  
in Sachsen-Anhalt

## VORWORT

Die Aufarbeitung christlicher Judenfeindschaft stellt die evangelische Kirche noch immer vor große Herausforderungen. Zum einen, weil die Gewalt gegen Jüdinnen und Juden jahrhundertlang christlich grundiert war, zum anderen, weil manche theologische Annahme dadurch heute in Frage stehen. Mit Veranstaltungen, Initiativen und Projekten tritt die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt dafür ein, christliche Artikulationsformen des Antisemitismus kritisch ins Bewusstsein zu rufen und den Dialog zwischen Christen und Juden zu verstetigen.

Das Anliegen ist eng mit der Gründungsgeschichte der Evangelischen Akademie verknüpft. Ihr Gründer, Lothar Kreyssig, rief bereits 1958 zur Aktion Sühnezeichen auf. Die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Judenfeindschaft erfolgte innerhalb der evangelischen Kirchen dennoch nur zögerlich. Nachdem sich der christlich-jüdische Dialog in der DDR kaum hat etablieren können, gründete sich 1992 der „Wittenberger Kreis für christlich-jüdische Gespräche der Ev. Akademie Sachsen-Anhalt“. 1993 wurde es zum ersten Mal möglich, Tagungstexte herauszugeben. Die Schriftenreihe eröffnete mit dem „Versuch der Standort- und Gehwegbestimmung des christlich-jüdischen Gesprächs“ unter dem Titel „Vom Protestantischen Antijudaismus und seinen Lügen“. Die vom damaligen Studienleiter Christan Staffa herausgegebene Textsammlung gab eine kritische Rückschau auf das christlich-jüdische Gespräch zu DDR-Zeiten, definierte aber auch Aufgabenfelder in der Auseinandersetzung mit christlicher Judenfeindschaft. Vieles davon steht zum Teil bis heute aus, bildet für die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt aber auch die Grundlage für ihr Engagement im Bereich des christlich-jüdischen Dialogs. Gemeinsam mit der Katholischen Akademie des Bistums Magdeburg war sie 2015 an der Gründung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Sachsen-Anhalt e.V. beteiligt. Seit 2001 ist die Evangelische Akademie Trägerverein für das Koordinierungszentrum des

Deutsch-Israelischen Jugendaustausches ConAct, das Begegnungen zwischen jungen Menschen aus Deutschland und Israel ermöglicht und darüber hinaus ein Forum bietet, um über Möglichkeiten der Antisemitismusprävention zu sprechen.

Als im Verlauf der Reformationsdekade die Auseinandersetzungen um das judenfeindliche Schmährelief an der Wittenberger Stadtkirche neu entbrannten, initiierte die Evangelische Akademie Berlin 2019 die Tagung „In Stein gemeißelt“ in Wittenberg. Im Vorwort der Tagungsdokumentation würdigte der mittlerweile in Berlin tätige Christian Staffa die bereits in der DDR angestrebten Schritte der Stadtkirchengemeinde im Umgang mit dem Schmährelief. Gleichzeitig wies er auf neue gesellschaftliche Rahmenbedingungen hin, die andere Perspektiven und Herausforderungen hervorbringen. Die mediale Berichterstattung rückte das Thema auch andernorts in den Blick. Seit 2020 ist die Ev. Akademie Sachsen-Anhalt deshalb auch mit Bildungsarbeit in Calbe (Saale) aktiv, wo sich ebenfalls eine judenfeindliche Schmähplastik befindet.

Die vorliegende Broschüre dokumentiert die Ergebnisse und Prozesse des Projektes „sus et iudaei“, das im Jahr 2022 von Vincent Kleinbub durchgeführt wurde. Die Veröffentlichung bietet Einblick in die Diskussion und den Stand der Auseinandersetzung um die judenfeindlichen Bildnisse in Sachsen-Anhalt. Die Debatten um einen angemessenen Umgang damit sind noch lange nicht zu Ende. Anstrengungen und Schritte zur Aufarbeitung der judenfeindlichen Geschichte des Christentums sowie die Wahrnehmung und Achtung des Gesprächs mit Jüdinnen und Juden müssen jede Generation neu einholen.

Christoph Maier,  
Direktor der Ev. Akademie Sachsen-Anhalt

## INHALT

**6** „sus et iudaei“ – Ein judenfeindliches Bildmotiv  
und seine Geschichte

**12** Schmäplastiken in Sachsen-Anhalt

**15** Projektdokumentation

Der Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung

Maßnahmenkatalog: Judenfeindschaft einordnen

Empfehlungen des Beirats

„Nicht von gestern ...“ Informationsabend in Wittenberg

**18** „Steine des Anstoßes“ – Vortragsreihe zur judenfeindlichen  
Schmäplastik an der St. Stephani-Kirche in Calbe

Antijüdische Schmäplastiken an deutschen Kirchen

Herausforderungen und Perspektiven im christlich-jüdischen Dialog

Transformationen des Judenhasses. Antijudaismus und  
Antisemitismus während des 19. Jahrhunderts

Die Figurengruppe an der St. Stephani-Kirche in Calbe

**23** Der 9. November als Gedenktag: Was erinnern wir?

Talk am Turm: Jüdische Perspektiven auf die Wiedervereinigung

Interview: „Ich weiß nicht, ob wir das noch reparieren können“

Der 9. November und die Kontinuitäten rechter Gewalt

**27** Bildungsarbeit

Schmärelief und Judentum im Spiegel der Lutherschriften

Wohin mit dem Relief? Workshop mit Kindern und Jugendlichen

Neue Impulse für den Schulunterricht

**30** Publikationen und Bildungsmaterialien

**34** Presse und Öffentlichkeitsarbeit

**35** Impressum

## „SUS ET IUDAEI“ – EIN JUDENFEINDLICHES BILDMOTIV UND SEINE GESCHICHTE

Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Projektmitarbeiter Vincent Kleinbub am 24. August 2022 anlässlich eines öffentlichen Informationsabends gehalten hat. Ein Bericht über die Veranstaltung finden Sie im vorliegenden Heft.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich möchte Ihnen im Folgenden einen kleinen Einblick in die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des judenfeindlichen Schmähreliefs an der Wittenberger Stadtkirche geben. Wie Sie schnell merken werden, ist diese Geschichte nicht auf Wittenberg begrenzt. Vielmehr ist es die Geschichte eines der einflussreichsten antijüdischen Bildmotive. Abwertende Darstellungen von Juden in Verbindung mit Schweinen gab es im deutschsprachigen Raum vielerorts und jahrhundertlang. In und an Kirchen, in Büchern, Pamphleten, Flugblättern, auf Spielkarten – judenfeindliche Bilder hatten im Europa des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Konjunktur. Und zum Teil zirkulieren sie heute noch.

### Das judenfeindliche Schmährelief an der Stadtkirche

Das Relief an der Wittenberger Stadtkirche datiert wahrscheinlich auf das Jahr 1290 und war ursprünglich an der Nordwand des Chors angebracht. Es zeigt drei als Juden dargestellte Menschen, die an den Zitzen einer Sau saugen. Ein weiterer schaut der Sau in ihren Hintern.

Schmähbilder wie diese, die Jüdinnen und Juden auf abwertende Weise in Verbindung mit Schweinen darstellen, waren im Mittelalter weit verbreitet. Heute rechnet

man sie meist dem christlichen Antijudaismus zu, also der religiös motivierten Judenfeindschaft. Im ausgehenden 13. Jahrhundert waren sie Teil einer christlichen Vorstellungswelt, die von strikten Moralvorstellungen und der ständig drohenden Gefahr von Sünde und Häresie geprägt war. Die Notwendigkeit, sich an geltende Glaubenssätze zu halten, musste den Gläubigen immer wieder neu kommuniziert werden. Juden zog die Kirche dabei als Negativfolie heran: Um die vermeintlichen Gefahren des Abfalls vom christlichen Glauben zu illustrieren, portraitierte man sie als dem Teufel anheim Gefallene, als gierig, als obszön und in Verbindung mit Schweinen, die man mit Unreinheit und Krankheiten assoziierte. Selten standen solche Schmähplastiken allein. Auch das Relief in Wittenberg war womöglich eingebettet in ein sogenanntes apotropäisches Bildprogramm: Steinerner Abbilder von Dämonen, Fabelwesen und Teufelsfiguren sollten in und an Kirchen das Böse abwehren und eine Mahnung an Christinnen und Christen verkörpern.

Bildwerke wie die in Wittenberg brachten für jedermann ersichtlich die Abgrenzung vom Judentum und dessen Abwertung zum Ausdruck. Dass Schweine im Judentum als unrein gelten, gab dem Ganzen eine zusätzliche beleidigende Komponente. Die Auffassung, das

Judentum habe als die vom christlichen Glauben abgelöste Religion keine Daseinsberechtigung ist die historische Grundlage für zahlreiche judenfeindliche Erzählungen. Explizit stellte man im Mittelalter das Christentum dem Judentum gegenüber, um Zweites zu entwerfen. Die Darstellungen von Ecclesia und Synagoga an zahlreichen europäischen Kirchen bringen diese Abgrenzung exemplarisch zum Ausdruck. Am Chorgestühl des Erfurter Doms wiederum kämpft eine an Ecclesia angelehnte Figur auf einem Pferd gegen einen auf einem Schwein reitenden Juden.

### Die Wirkungsgeschichte des antijüdischen Motivs

Welche Wirkung antijüdische Bildmotive im Mittelalter hatten, zeigt ein Blick in die damalige Zeit. Die Mehrheit der Bevölkerung im Mittelalter konnte weder lesen noch schreiben. Umso bedeutender waren die an Kirchen angebrachten Bildwerke, die breitenwirksam christliche Glaubenssätze kommunizierten. In Gottesdiensten und Predigten wurden antijüdische Erzählungen aufgegriffen und popularisiert. Mehr als die theologischen Hintergründe dürften beim einfachen Volk die vulgären Schmähungen und die verächtliche Darstellung von Jüdinnen und Juden verfangen haben. Juden in Verbindung mit dreckigen Schweinen und Exkrementen – um das zu verstehen, brauchte niemand eine Schulbildung durchlaufen zu haben. Das Motiv war selbsterklärend.

Als Juden waren die abgebildeten Personen durch den sog. „Judenhut“ zu erkennen. Zunächst eine jüdische Tracht, wurde dieser während des 12. und 13. Jahrhundert auch zum Zeichen judenfeindlicher Stigmatisierung durch die christliche Mehrheitsgesellschaft. Beim Vierten Laterankonzil von 1215 waren neben Berufs- und Aufenthaltsverboten

für Juden Kleidervorschriften beschlossen worden. Für Christinnen und Christen sollten sie erkennbar sein, vielerorts wurde das Tragen des spitzen Huts deshalb zur Pflicht. Auch in der Malerei avancierten die Hüte zum gängigen Stilmittel, um Jüdinnen und Juden zu kennzeichnen. Neben Bildern, die sie in Verbindung mit Schweinen zeigen, portraitierte man Juden auch als Christismörder – ebenfalls ein gängiger Topos christlicher Judenfeindschaft.

In der Forschung ist ein direkter Zusammenhang zwischen der Anbringung von „Judensau“-Darstellungen und etwaigen Pogromen oder Ausweisungen von Jüdinnen und Juden für das beginnende Spätmittelalter nicht belegt. Nichtsdestotrotz zementierten Reliefs wie das in Wittenberg die Abgrenzung des Christentums vom Judentum und machten Jüdinnen und Juden öffentlich und für alle verstehbar verächtlich. Während des 14. und 15. Jahrhunderts lässt sich zudem eine Radikalisierung des Bildprogramms konstatieren. Waren bereits die frühen Plastiken in ihrer Analogie vom Juden als obszönem Sünder schmähend, traten Beleidigung und Verhöhnung mit der Zeit immer mehr in den Fokus. Schmähreliefs und -plastiken hatten mehr und mehr den expliziten Sinn, Juden offen zu demütigen. Man brachte sie dementsprechend gut sichtbar an der Außenseite der Kirchen an. Darstellungen wie die am Regensburger Dom hingen isoliert und waren nicht mehr Teil apotropäischer Bildprogramme. Hier ging es offenkundig nicht mehr um antijüdische Analogien in einem größeren Diskurs um Sünde und Glaube, sondern primär um die verunglimpfende Darstellung von Jüdinnen und Juden.

Ab dem 15. Jahrhundert verselbständigte sich das Motiv dann gewissermaßen. Schmähbilder, die Juden in



Bild: Ecclesia und Synagoga, Nachbildungen der Figuren vom Straßburger Münster im Diaspora Museum, Tel Aviv.

Quelle: Wikimedia Commons, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ecclesia\\_et\\_Synagoga.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ecclesia_et_Synagoga.jpg)



Bild: Darstellung eines Judenhutes aus der Frankfurter Juden Stättigkeit, 1613. Quelle: Wikimedia, gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Judenhut.jpg>



Bild: Judenfeindliches Relief an der Wittenberger Stadtkirche. Foto: MKeilholz/Stadtkirche



Bild: Druck eines „Judensau“-Holzschnitts aus dem 15. Jahrhundert.  
Quelle: Wikimedia Commons, gemeinfrei, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Judensau\\_Blockbuch.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Judensau_Blockbuch.jpg)

Verbindung mit Schweinen zeigten, wurden nun auch an repräsentativen städtischen Bauten oder Privathäusern angebracht. „Judensau“-Motive kursierten auf Drucken und Grafiken, sie wurden in Bildergeschichten und judenfeindliche Holzschnitte integriert. Spätestens hier löste sich das Motiv aus dem kirchlichen Kontext und sickerte wirkmächtig in die Alltagssphäre ein. Es wurde zur allgegenwärtigen judenfeindlichen Referenz. Ende des 15. Jahrhundert können wir von einer neuen Qualität der Agitation durch solche Bilder sprechen. Exemplarische Beispiele sind etwa die Schriften und Stücke von Hans Folz, in denen die Verbindung von Juden und Schweinen beständig aufgegriffen wird. Zeugnisse einer spürbar schärferen Rhetorik gegenüber Jüdinnen und Juden sind aber auch die späten Schriften Martin Luthers.

### Martin Luther und der Judenhass

Ab 1512 predigte Martin Luther in der Wittenberger Stadtkirche. Er prägte hier nicht nur die Reformation, sondern auch das Selbstverständnis der Stadtkirche als deren lutherische „Mutterkirche“. Von 1569 bis 1571 wurde der Kirchenbau in eben diesem Sinne umgestaltet. Mit dem Ausbau bekam die Stadtkirche eine neue

Ordinationsstube zur Ausbildung reformatorischer Pfarrer. Die Reformation als Vermächtnis Luthers sollte fortan im Mittelpunkt stehen.

Die Verbindung zum Reformator machte man während des Umbaus auch mit Bezug auf das Schmäherelief deutlich. Dazu versetzte man es von der Nord- auf die Südseite, an deren Fassade es heute noch zu sehen ist. Das Bildwerk stand nun für sich und wurde 1570 durch die Inschrift „Rabini Schem Ha Mphoras“ ergänzt. Damit nahm man direkten Bezug auf eine der judenfeindlichen Schriften Luthers. In „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi“ von 1543 hatte der Reformator Juden u.a. als Ausgeburten des Teufels beschrieben und das Relief dazu genutzt, um Juden verächtlich zu machen. In der Schrift heißt es:

„Es ist hier zu Wittenberg an unserer Pfarrkirche eine Sau in Stein gehauen. Da liegen junge Ferkel und Juden darunter, die saugen. Hinter der Sau steht ein Rabbiner, der hebt der Sau das rechte Bein empor, und mit seiner linken Hand zieht er den Bürzel [= den Schwanz] über sich, bückt [sich] und guckt mit großem Fleiß der Sau unter den Bürzel in den Talmud hinein, als wollte er etwas Scharfes und Sonderliches lesen und ersehen. Daselbst haben sie gewisslich ihr Schem



Bild: Titelbild von Martin Luthers „Von den Juden und ihren Lügen“, 1543. Quelle: Wikimedia Commons, gemeinfrei, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1543\\_On\\_the\\_Jews\\_and\\_Their\\_Lies\\_by\\_Martin\\_Luther.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:1543_On_the_Jews_and_Their_Lies_by_Martin_Luther.jpg)

Ha Mphoras [...] Denn also redet man bei den Deutschen von einem, der große Klugheit ohne Grund vorgibt: Wo hat er's gelesen? Der Sau im Hintern.“

Im rabbinischen Judentum ist die Wendung Ha-Schem (dt. der Name) Ha-Mephorasch (dt. der ausdrücklich festgelegte oder der besondere) eine Möglichkeit, den Namen Gottes, der selbst unaussprechlich bleibt, präzise zu umschreiben. Indem Luther sich über diese Form der Gottesbezeichnung auf beleidigende Art und Weise lustig machte, explizierte er den judenfeindlichen Aussagegehalt des Reliefs noch einmal. Und das über 250 Jahre nach dessen Anbringung. Luthers Referenz machte das Relief bis weit über die Stadtgrenzen Wittenbergs bekannt. Sowohl das Schmähbild als auch Luthers judenfeindliche Auslassung darüber verbreiteten sich über publizistische Referenzen und Holzschnitte im deutschsprachigen Raum.

In seinem Pamphlet „Von den Juden und ihren Lügen“ hatte Luther kurz zuvor bereits ein umfangreiches judenfeindliches Programm vorgelegt. Darin rief er dazu auf, Jüdinnen und Juden zu vertreiben, ihre Synagogen zu verbrennen, ihre Gebetsbücher zu konfiszieren, ihren Besitz zu beschlagnahmen und sie zur Zwangsarbeit heranzuziehen. In der Forschung ist man sich heute weitestgehend einig darüber, dass Luther zur Verbreitung von Judenhass während der Frühen Neuzeit beitrug. Einige Briefwechsel legen zudem nahe, dass Luthers Judenhass aktiv Einfluss auf die Politik einiger protestantischer Landesfürsten hatte. Ob Luther erst gegen Ende seines Schaffens zum offenen Judenfeind wurde oder ob die Judenfeindschaft sich von Beginn an durch sein theologisches Werk zieht, wird heute kontrovers diskutiert. Die Ablehnung der jüdischen Bibelauslegung ist eine Konstante in Luthers Schriften, gleichzeitig sprach sich der Reformator zu Beginn der Reformation noch gegen die Verfolgung und Zwangsmissionierung von Jüdinnen und Juden aus.

### Reformationsaltar und Traufentext

Dass sich die christliche Abgrenzung vom Judentum nicht nur in Schmähereliefs ausgedrückte, wird klar, wenn man in den Innenraum der Wittenberger Stadtkirche schaut. So findet sich auch auf dem Reformationsaltar der beiden Cranachs eine Abendmaldarstellung, die zeigt, wie tief antijüdische Stereotype im Christentum verwurzelt sind: Judas, hier zur rechten Jesu, wird als klassische Verräterfigur gezeichnet. Er ist zu diesem Zweck mit markanten, grimmigen Gesichtszügen ausgestattet, sein Geldbeutel, Ausdruck seines Verrats ebenso wie seiner Gier, ist sichtbar nach außen gekehrt. Nicht zufällig trägt er einen gelben Mantel, durch den er zusätzlich als von der Gemeinschaft der Jünger separiert erscheint. Im ausgehenden Mittelalter



Bild: Mitteltafel des Wittenberger Reformationsaltars.  
Quelle: Wikimedia Commons, gemeinfrei, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lucas\\_Cranach\\_d.%C3%84.\\_-\\_Reformationsaltar,\\_St.\\_Marien\\_zu\\_Wittenberg,\\_Mitteltafel.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lucas_Cranach_d.%C3%84._-_Reformationsaltar,_St._Marien_zu_Wittenberg,_Mitteltafel.jpg)

stand die Farbe Gelb nicht nur für Neid, Missgunst und Gier, sondern wurde im europäischen Kontext auch mit Juden assoziiert. Ab dem 13. Jhd. wurden Jüdinnen und Juden in Spanien und Frankreich dazu gedrängt, gelbe Stoffbänder an der Kleidung zu tragen. Im Heiligen Römischen Reich wird der sog. gelbe „Judenring“ ab dem 15. Jahrhundert zum negativen Erkennungszeichen für Jüdinnen und Juden.

Auch der Text an der südlichen Traufe der Stadtkirche, gleich links neben dem Schmährelief, dürfte seinerzeit antijüdische Schlagseite besessen haben. Die lateinische Inschrift knüpft rhetorisch an die Schilderung der Tempelreinigung Jesu in Matthäus 23 an und parallelisiert diese mit Luthers Kampf gegen die damalige römisch-katholische Kirche. Vordergründig richtet sich die Aussage also gegen „papistische Räuber“, nicht gegen Juden. Mit der Tempelreinigung war aber schon damals auch ein antijüdisches Bild- und Erzählprogramm verbunden, das hier wohl ebenfalls verfangen haben dürfte. In Kombination mit dem versetzten Schmährelief unterstreicht es noch einmal dessen judenfeindliche Stoßrichtung.

#### Judenfeindliche Kontinuitäten

Geschichte kommt uns manchmal sehr weit weg vor, insbesondere wenn es um das Mittelalter oder die Frühe Neuzeit geht. Bezogen auf judenfeindliche Bilder und Motive ist das aber ein Trugschluss. Denn die Motive und Deutungsmuster des christlichen Antijudaismus spielten weit über das 13., 14. oder 15. Jahrhundert eine tragende Rolle bei der Verbreitung von Judenhass.

Verdeutlichen lässt sich das anhand eines Beispiels aus Frankfurt am Main. Auch dort brachte man um etwa 1500 ein Schmähbild an, das Juden in Verbindung mit Schweinen zeigte. Prominent prangte es am Brückenturm der Alten Brücke über den Main. Das Motiv kombinierte man dort allerdings mit einem anderen einflussreichen judenfeindlichen Bild – nämlich dem des sogenannten Martyriums von Simon von Trient. Worum handelt es sich dabei? Bis heute ist die Erzählung um Simon von Trient der bekannteste Fall eines judenfeindlichen Ritualmordvorwurfs. Als das Kleinkind Simon 1475 in Trient verschwand und kurz darauf tot aufgefunden wurde, beschuldigte man die dort lebenden Jüdinnen und Juden, ihn entführt, anschließend rituell geschlachtet und sein Blut getrunken zu haben. Im Zuge des Gerichtsprozesses wurden Dutzende Juden gefoltert und so Geständnisse erpresst. In Trient wurden daraufhin 14 Juden hingerichtet und die anderen ausgewiesen. Die Geschichte kursierte über Erzählungen und Drucke

in ganz Europa und wurde vielfach zur Rechtfertigung von Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung herangezogen. Um Simon von Trient bildete sich in der Folge ein regelrechter Heiligenkult heraus, der sich, wie erwähnt, fast 600 km nördlich auch in Frankfurt bildlich niederschlug.

Ritualmordvorwürfe gab es im Mittelalter immer wieder. Man muss gar nicht bis ins italienische Trient schauen – auch im Thüringischen Weißensee kam 1303 das Gerücht auf, dass der dort verschwundene Conrad von Jüdinnen und Juden entführt und geschlachtet worden sei. In der Folge verübte die lokale Bevölkerung Pogrome an den dort lebenden Jüdinnen und Juden. Noch 240 Jahre später zog Martin Luther den Fall in seiner Schrift über „Die Juden und ihre Lügen“ heran, um seine judenfeindlichen Thesen zu untermauern.

In Kombination mit der Ritualmordlegende von Trient nahm die Verbreitung des Frankfurter Schweinemotivs ab dem 16. Jahrhundert noch einmal an Fahrt auf. Anhand vieler Drucke und Illustrationen können wir heute nachvollziehen wie eng das Motiv, das auch an der Stadtkirche in Wittenberg zu sehen ist, in die Rechtfertigung verheerendster judenfeindlicher Anschuldigungen und Mythen integriert war. Eine Darstellung Ende des 15. Jahrhundert portraitiert die schlachtenden Juden von Trient mit Schweine-Ansteckern auf der Kleidung. Es folgten eine ganze Reihe von Drucken und Illustrationen aus dem 16. und 17. bis hin ins 19. Jahrhundert, die das Motiv mit offen judenfeindlichen Aussagen, Schmähungen und Dämonisierungen verbanden.

Spätestens hier sind wir mitten in der beginnenden Moderne angekommen und weit weg vom Entstehungszeitraum des Reliefs im Spätmittelalter. 1879 gründete Wilhelm Marr die sogenannte Antisemitenliga und gab dem uralten Judenhasse einen neuen Namen und eine neue Stoßrichtung. Noch um 1900 ereignete sich im Westpreußischen Konitz ein weiterer folgenschwerer Ritualmordvorwurf, der zur Stigmatisierung preußischer Jüdinnen und Juden und zum Abbrennen der dortigen Synagoge führte. Dass sowohl der Ritualmordvorwurf als auch das bekannte Motiv, das Juden in Verbindung mit Schweinen zeigt, feste Bestandteile antisemitischer Mobilisierung im ausgehenden Kaiserreich als auch der Weimarer Republik waren, sei hier nur am Rande erwähnt. Im Nationalsozialismus waren beide prominent eingebunden in die Regimepropaganda und begleiteten als solche die Verfolgung und Ermordung von Millionen Jüdinnen und Juden.



Bild: Darstellung des Frankfurter Schmähbilds, Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert.  
Quelle: Wikimedia Commons, gemeinfrei,  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Judensau\\_from\\_Frankfurt.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Judensau_from_Frankfurt.jpg)

#### Antisemitismus in der Gegenwart

Und nach 1945? Auch heute noch gehören „Judensau“ oder „Judenschwein“ zu den meistverbreitetsten offen antisemitischen Beleidigungen. Ihre tiefe Verwurzelung und ihre Virulenz in der Gegenwart sind ohne das judenfeindliche Motiv aus dem Mittelalter und dessen nachhaltiger Popularisierung nicht denkbar. Während der 1990er Jahre kam es im frisch wiedervereinigten Deutschland vielfach zu rassistischen und antisemitischen Übergriffen. Dabei wurden jüdische Friedhöfe geschändet, an der Synagoge in Erfurt wurde 1992 auch ein Schweinskopf abgelegt. Sechs Jahre später, im Oktober 1998, trieben Unbekannte ein Ferkel über den Alexanderplatz in Berlin. Auf das Tier hatten sie vorher einen Davidstern gemalt, dazu den Namen des damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis. Im Zuge der Coronapandemie und der damit einhergehenden Demonstrationen kam es in letzter Zeit zu einem massiven Anstieg antisemitischer Aussagen und Übergriffe. 2021 hielt auch ein Demonstrant in Wittenberg ein Schild in Form eines Schweins hoch – eine „Impfsau“, wie darauf zu lesen war.

Über mittelalterliche Bilder und ihre judenfeindliche Geschichte zu reden, ist folglich keine Sache der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart. Dass das Motiv an der Stadtkirche nicht zur Referenz für antisemitische oder andere menschenfeindliche Bestrebungen wird, dafür tragen sowohl die Kirchen als auch die Zivilgesellschaft eine Verantwortung. Und das sollten wir im Hinterkopf behalten, wenn wir über den Umgang mit dem Schmährelief an der Wittenberger Stadtkirche diskutieren.

## SCHMÄHPLASTIKEN IN SACHSEN-ANHALT

Etwa 30 „Judensau“-Schmähsulpturen gibt es derzeit noch an Kirchen und anderen Gebäuden. Vier der Bildwerke befinden sich in Sachsen-Anhalt. Wo sie zu finden sind und wie die jeweiligen Orte und Kirchengemeinden damit umgehen, finden Sie im Folgenden kurz umrissen.

### Calbe (Saale)

14 Wasserspeier befinden sich auf den Strebeböckeln der St. Stephani-Kirche in Calbe. Die Figuren zeigen verschiedene Motive, darunter Menschen, Tiere und Fabelwesen. Unter ihnen ist auch eine „Judensau“-Darstellung, die einen als Juden abgebildeten Mann am Hinterteil eines Schweins zeigt. Anders als die meisten anderen judenfeindlichen Schmähplastiken handelt es sich bei der Calbenser Figur allerdings nicht um ein mittelalterliches Werk, sondern um eines, das bereits im Kontext des modernen Antisemitismus entstanden ist. Jüngste Recherchen legen nahe, dass es zwar schon seit dem 15. Jahrhundert Wasserspeier an der St. Stephani-Kirche gab, diese jedoch im 19. oder frühen 20. Jahrhundert entscheidend umgestaltet oder neu angefertigt worden sind.

Die Schmähplastik an der St. Stephani-Kirche ist heute verhüllt. Die Kirchengemeinde in Calbe möchte damit zum Ausdruck bringen, dass sie sich die judenfeindliche Aussage der Figur nicht zu eigen macht. Vorausgegangen waren dieser Entscheidung lange Diskussionen über den richtigen Umgang mit der Plastik. Im Rahmen des Projekts „sus et iudaei“ fand von Juli bis November eine Vortragsreihe zur Geschichte der Judenfeind-



Bild: Mit Seil und Netz verhüllte Schmähplastik in Calbe. Foto: SBerner



Bild: Judenfeindliche Schmähplastik an der Wittenberger Stadtkirche  
Foto: Dr. Avishai Teicher  
Quelle: commons.wikimedia.org/wiki/File:Judensau\_in\_Wittenberg.jpg

schaft statt, um auf das Bildwerk und seine Aussage aufmerksam zu machen. Mit Fördermitteln des Soforthilfeprogramms „Kirchturmdenken“ konnte außerdem eine interaktive Webseite realisiert werden, die heute zusammen mit einer Faltbroschüre über den Figurenkranz und die antisemitische Darstellung an der Kirche informiert. Eine Metallstele unterhalb der Wasserspeier wird bald ebenfalls auf den antisemitischen Entstehungskontext der Figur hinweisen.

### Lutherstadt Wittenberg

Das judenfeindliche Relief an der Wittenberger Stadtkirche datiert vermutlich auf das späte 13. Jahrhundert. Wahrscheinlich wurde es im Rahmen des Kirchenumbaus um 1570 von der Nordseite des Chores auf die Südseite versetzt und mit einer Inschrift versehen. Sie nimmt Bezug auf eine judenfeindliche Schrift Martin Luthers von 1543, in der der Reformator das Relief ausführlich beschrieb und dazu heranzog, Juden zu beleidigen und das Judentum abzuwerten. Durch die Verbindung zu Martin Luther und dessen Judenhass unterscheidet sich das Wittenberger Relief von anderen „Judensau“-Darstellungen im deutschsprachigen Raum.

Bereits in den 1980er Jahren wurde innerhalb der Stadtkirchengemeinde über den Umgang mit dem judenfeindlichen Relief diskutiert. 1988 ließ man unterhalb des Reliefs eine vom Bildhauer Wieland Schmiedel angefertigte bronzene Bodenplatte ein. Sie versteht sich als Mahnmal und zeigt vier Quadrate, deren Zwischenräume ein Kreuz formen. Symbolisch quillt eine zähflüssige Masse daraus hervor. Ein die Gedenkplatte umrahmender Text des Schriftstellers Jürgen Rennert

wiederum nimmt Bezug auf die Inschrift des Reliefs und auf die jüdischen Opfer der Shoah: „Gottes eigentlicher Name / der geschmähte Schem-Ha-Mphoras / den die Juden vor den Christen / fast unsagbar heilig hielten / starb in sechs Millionen Juden / unter einem Kreuzeszeichen“. Nach der Wiedervereinigung pflanzte man neben der Bodenplatte eine Zeder als Zeichen der Versöhnung. Seit den 2010er Jahren informiert zudem ein Schrägaufsteller über Relief und Gedenkensemble. Am 9. November findet an der Stätte der Mahnung jährlich eine Gedenkveranstaltung in Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Novemberpogrome statt, ebenso am 27. Januar zum Holocaust-Gedenktag.

### Magdeburg

Die Schmähplastik im Magdeburger Dom wurde vermutlich ebenfalls im 13. Jahrhundert angefertigt. Sie befindet sich im Innenraum der Kirche, genauer gesagt als Verzierung eines Kapitells in der Ernstkapelle, in der sich früher einmal das Hauptportal zur Kirche befand. Das Bildwerk zeigt eine durch einen mittelalterlichen „Judenhut“ markierte Person, die an den Zitzen einer Sau saugt. Eine andere Person steht am Hinterteil des Schweins.

Die Ernstkapelle ist für Besucherinnen und Besucher der Kirche heute in der Regel nicht zugänglich, weshalb die judenfeindliche Plastik nur selten in den öffentlichen Blick gerät. Thematisiert wird sie insbesondere bei Führungen durch den Dom. 2014 wurde zudem ein „jüdisch-christlicher Meditationsweg“ entlang der antijüdischen Darstellungen als Gedenkweg entwickelt, der mithilfe eines ausgelegten Flyers erschlossen werden kann.



Die „Judensau“-Darstellung ist nicht das einzige anti-jüdische Zeugnis im Magdeburger Dom. Am Paradiesportal an der Nordseite des Doms befinden sich zwei steinerne Frauenfiguren, die Ecclesia und Synagoga darstellen. Christentum und Judentum finden sich hier symbolisch gegenübergestellt: Die Kirche als Siegerin, als der vermeintlich neue Bund mit Gott, die Synagoge als Geschlagene, als vermeintlich abgelöste Religion. Unterhalb des Figurenpaars ist heute eine Bodenplatte eingelassen, die im Namen des Christentums um Vergebung bittet: „Verschmähte Schwester Synagoge, vergib unsere todbringende Blindheit, ohne Ende gilt Gottes Verheißung dir wie uns“.

### Zerbst

Die St. Nikolai-Kirche in Zerbst ist im Zuge des 2. Weltkriegs 1945 zerstört und das Kirchenschiff seither nicht wieder neu aufgebaut worden. Anders als die anderen judenfeindlichen Spottbilder in Sachsen-Anhalt befindet sich die dortige „Judensau“-Darstellung heute also nicht mehr in oder an einer geweihten Kirche, sondern ist Teil einer Ruine. Das Steinrelief wurde dort im 15. Jahrhundert an einem Strebeböcker an der Nordostseite des Chores angebracht. Es zeigt mehrere als Juden dargestellte Personen an den Zitzen und dem Hinterteil einer

Sau. An einem Zierbalken an der Außenfassade eines Wohnhauses am Zerbster Markt befand sich lange Zeit eine weitere „Judensau“-Darstellung. Sie kam während der Restaurierung des Hauses Ende der 1980er Jahre zum Vorschein. Die judenfeindliche Schnitzerei wurde anschließend abgenommen und ins Museum der Stadt Zerbst verbracht.

Seit 2021 informiert eine unter dem Schmähbild in der St. Nikolai-Kirche angebrachte Tafel über das judenfeindliche Bildmotiv, über dessen lange Geschichte und dessen Einbettung in die nationalsozialistische Vertreibungs- und Vernichtungspolitik. 2022 stellten Stadt, Kirchengemeinde und Förderverein zudem einen Entwurf für ein Gedenkmal vor, das zukünftig unter dem Strebeböcker stehen soll. Der als Lesepult gestaltete Granitsockel des Künstlers Hans-Joachim Prager versammelt die Namen ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger aus Zerbst, die während des Nationalsozialismus entrechtet und deportiert worden waren. Aufgeführt sind außerdem die Worte „Wir – die wir hier stehen / Wir sind / Wir denken / Wir wirken / zusammen wir gehen“, ergänzt durch den Satz aus dem ersten Buch Mose „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde“ und Artikel 1 des Grundgesetzes „Die Würde des Menschen ist unantastbar“.

Bild: Schmähpilastik im Magdeburger Dom.  
Foto: Micky Hennemann, Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Judensau\\_magdeburger\\_dom\\_ernstkapelle.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Judensau_magdeburger_dom_ernstkapelle.jpg)



Bild: Schmähpilastik an der St. Nikolai-Kirche in Zerbst [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Zerbst\\_Nikolaikirche\\_Judensau.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Zerbst_Nikolaikirche_Judensau.jpg)



## PROJEKTDOKUMENTATION

### Der Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung

2020 war vom Gemeindegemeinderat der Stadtkirche ein Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung ins Leben gerufen worden. Innerhalb des Expertengremiums sollte der weitere Umgang mit dem judenfeindlichen Relief und der Stätte der Mahnung an der Wittenberger Stadtkirche diskutiert werden. Ziel war es, unterschiedliche Sicht- und Herangehensweisen zusammenzuführen und gemeinsame Handlungsempfehlungen zu erarbeiten. Die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt übernahm die Moderation dieses Prozesses, der mit der abschließenden Sitzung Ende Juli 2022 auch medial Aufmerksamkeit erfuhr.

### Maßnahmenkatalog: Judenfeindschaft einordnen

Bereits im Vorfeld jenes Expertentreffens initiierte die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt mehrere Gesprächs- und Planungsrunden. Gemeinsam mit Beiratsmitgliedern und der Stadtkirchengemeinde wurden Schwach- und Leerstellen in der Kontextualisierungspraxis identifiziert und Möglichkeiten besprochen, die Geschichte christlicher Judenfeindschaft an der Stadtkirche stärker zu thematisieren. Wegen des akuten Handlungsbedarfs wurde im Projekt „sus et iudaei“ ein Maßnahmenkatalog mit Sofortmaßnahmen erarbeitet.

Die von der Projektstelle initiierten Sofortmaßnahmen betrafen:

1. Einen neuen Text für den Schrägaufsteller, der die judenfeindliche Geschichte des Reliefs und dessen Verbindung zu Martin Luthers Schriften stärker in den Blick nimmt und eine klare Distanzierung der Kirche vom Antisemitismus beinhaltet
2. Ergänzende Ausstellungselemente in der Stadtkirche, die erstens das judenfeindliche Relief, zweitens den nebenstehenden Traufentext und drittens die stereotype Judasdarstellung auf dem Reformationsaltar benennen und adäquat einordnen
3. Ergänzende Informationsmaterialien für Besucherinnen und Besucher in englischer und deutscher Sprache, konkret in Form einer kostenlosen Faltbroschüre, die auf die Geschichte der christlichen Judenfeindschaft detailliert eingeht

Von Seiten des Beirats zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung wurden diese Maßnahmen ausdrücklich begrüßt. Sowohl die neuen Ausstellungselemente als auch ergänzende Informationsmaterialien konnten im Verlauf des Projekts „sus et iudaei“ realisiert werden. Sie finden sich im letzten Drittel dieses Heftes dokumentiert. Weiterhin wurde von der Projektstelle ein neuer Textentwurf für den Schrägaufsteller an der Stadtkirche erarbeitet und



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

an die Verantwortlichen der Stadtkirchengemeinde übergeben. Mit Beschluss vom 31. August 2022 hat der Gemeindegemeinderat eine eigene neue Textfassung beschlossen, die an die Vorarbeiten der Evangelischen Akademie angelehnt ist. Die Finalisierung und Anbringung der neuen Tafel verantwortete nun die Stadtkirchengemeinde.

### Empfehlungen des Beirats

Am 25. Juli 2022 tagte der Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung in Wittenberg und sprach im Anschluss finale Empfehlungen im Umgang mit der Stätte der Mahnung und dem Schmähpilast aus. Im Folgenden dokumentieren wir die Pressemitteilung des Gremiums vom 26. Juli 2022.

Am Montag, den 25.07.2022 kam in Lutherstadt Wittenberg der „Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung“ zu seiner abschließenden Sitzung zusammen. Das

Expertengremium war 2020 vom Gemeindegemeinderat der Stadtkirche einberufen worden und sollte konkrete Handlungsempfehlungen zum Umgang mit der judenfeindlichen Schmähplastik an der Wittenberger Stadtkirche erarbeiten. Der Beirat sprach nun folgende Empfehlungen aus:

Der Beirat empfiehlt dem Gemeindegemeinderat der Stadtkirche in Wittenberg ...

1. ... zeitnah eine klare Veränderung der bisherigen Situation herbeizuführen, die die Plastik mit Titulatur der gegenwärtigen Sichtbarkeit entzieht. Am besten geschieht dies durch die Abnahme und Verbringung in einen die Plastik adäquat kontextualisierenden Rahmen. Einzelfragen der Umsetzung sind mit der Denkmalpflege abzustimmen.

2. ... zu prüfen, ob die Möglichkeit einer bleibenden Präsentation der Plastik in enger räumlicher Nähe zur Kirche und im Rahmen einer qualifizierten Trägerschaft realisierbar ist. Sicherzustellen ist eine bleibende Kontextualisierung der Plastik durch ein zeitgemäßes pädagogisches Konzept. Der inhaltliche Bezug zur Geschichte christlicher Judenfeindschaft muss notwendigerweise herausgestellt werden.

3. ... die dem Beirat vorgelegten Sofortmaßnahmen umzusetzen – namentlich die Erstellung einer Faltbroschüre, das Anbringen eines neuen Erklärtexts für die Informationsstele an der Stadtkirche und ergänzende Ausstellungselemente zur bestehenden Dauerausstellung im Kircheninnenraum.

4. ... eine Neukonzeption der Dauerausstellung in der Stadtkirche, die gewährleistet, dass Antijudaismus und Antisemitismus thematisiert und kontextualisiert werden.

Dem Beirat gehören an (in alphabetischer Reihenfolge):

- Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der EKD
- Daniel Grunow, Referent des Ansprechpartners für jüdisches Leben in Sachsen-Anhalt und gegen Antisemitismus
- Susanne Kopp-Sievers, langjährige Geschäftsführerin des Museumsverbandes Sachsen-Anhalt

• Christoph Maier, Direktor der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt

• Prof. Dr. Andreas Nachama, Vorsitzender der Allgemeinen Rabbinerkonferenz (ARK) und Jüdischer Präsident des Deutschen Koordinationsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR)

• Christhard-Georg Neubert, Stiftung Christliche Kunst, Wittenberg

• Dr. Wolfgang Schneiß, Ansprechpartner für jüdisches Leben in Sachsen-Anhalt und gegen Antisemitismus

• Dr. Christian Staffa, Beauftragter für den Kampf gegen Antisemitismus der EKD

• Dr. Mario Titze, Landesamt für Denkmalschutz und Archäologie

Mehr Informationen zur Beiratsarbeit finden Sie hier: [ev-akademie-wittenberg.de/aktivitaeten/weiterentwicklung-der-staette-der-mahnung/](https://ev-akademie-wittenberg.de/aktivitaeten/weiterentwicklung-der-staette-der-mahnung/)



### „Nicht von gestern ...“

#### Informationsabend in Wittenberg

Weil die ausgesprochenen Empfehlungen des Beirats zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung insbesondere in Wittenberg zu kontroversen Diskussionen geführt hatten, lud die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt am 24. August 2022 zu einer Informationsveranstaltung nach Wittenberg ein. Der Einladung folgten rund 80 Gäste, von denen sich viele in die anschließende Diskussion einbrachten.

Abnahme oder Verbleib des judenfeindlichen Reliefs? Im öffentlichen Diskurs stehen sich diese Positionen diametral gegenüber, eine Vermittlung erweist sich oft als schwierig. Vor dieser Herausforderung stand bis zuletzt auch der Beirat zur Weiterentwicklung der Stätte der Mahnung. Er versuchte bei seiner Arbeit, verschiedene Positionen und Argumente zu berücksichtigen und so eine langfristige Perspektive im weiteren Umgang mit dem Relief zu erarbeiten. In seiner insgesamt vierten Sitzung sprach das Gremium deshalb die Empfehlung aus, das Relief abzunehmen. Jedoch nicht um es zu zerstören, einzulagern oder in ein Museum zu verbringen, sondern um es unweit der Kirche in einen Lernort zu integrieren. Kontextualisiert und pädagogisch aufbereitet sollte das Relief dort weiterhin öffentlich zu sehen sein, um die Auseinandersetzung mit der Geschichte wach zu halten. Gleichzeitig sollten die Beleidigung, die von dem obszönen Motiv ausgeht, genauso wie die Gotteslästerung, die sich mit der Inschrift des Reliefs verbindet, nicht mehr hoch oben an der Stadtkirche prangen.

Akademiedirektor Christoph Maier und Projektmitarbeiter Vincent Kleinbub versuchten an diesem Abend die grundlegenden Prämissen zu erläutern, auf denen diese Empfehlung beruht. In ihren einführenden Statements betonten

sie vor allem die Aktualität des judenfeindlichen Bildmotivs und dessen Verstrickung in die jahrhundertelange Gewaltgeschichte gegen Jüdinnen und Juden. Dass nicht isoliert über das Relief von Wittenberg gesprochen werden kann, ohne über die Abwertung und die Beleidigung zu sprechen, die sich mit dem Bild bis heute verbinden, stellten sie ebenso heraus wie die Notwendigkeit, den Gedenkort an der Stadtkirche weiterzuentwickeln und weitere Informations- und Kontextualisierungsmaßnahmen vorzunehmen. Das Relief tatsächlich „physisch anzufassen“, so die Grundlage der Beiratsentscheidung, bedeute letztlich auch eine Geste der Distanzierung vorzunehmen, die es neben der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Judenhasses an diesem Ort ebenfalls benötige.

Die anschließende eineinhalbstündige Diskussion machte indes klar, dass viele Wittenbergerinnen und Wittenberger nach wie vor am Verbleib des Schmähreliefs festhalten. Die Argumente dafür sind vielfältig: Als eine der ersten Kirchengemeinden habe die Stadtkirche sich mit der Geschichte des judenfeindlichen Bildmotivs aus dem Mittelalter auseinandergesetzt. Das sei eine Errungenschaft, die man nicht ignorieren könne und ein Weg, den man weiter beschreiten müsse, merkten einige Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer an. Bewusst habe man sich in den 1980er Jahren dazu entschieden, das Relief nicht abzunehmen. Zum einen, um damit ein Zeichen zu setzen – ein Zeichen der Mahnung –, zum anderen aber auch einen Impuls, um sich der Geschichte der Gewalt an diesem Ort immer wieder neu bewusst zu werden. Geäußert wurde in der Diskussion auch die Befürchtung, dass die Erinnerung an die Geschichte gar in den Hintergrund treten könne, wenn das Relief abgenommen

würde. Eine Befürchtung, die trotz der Empfehlung des Beirats, Erinnerung und Geschichtsvermittlung gerade ermöglichen zu wollen, viele im Saal zu teilen schienen. Darüber hinaus wurden mit Bezug auf eine mögliche Abnahme des Reliefs auch denkmalschutzrechtliche Bedenken in die Diskussion eingebracht. Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass sich im Umgang mit dem judenfeindlichen Relief weiterhin Fragen stellen. Die Debatte ist

nicht verschwunden, ebenso wenig wie die Beleidigung, die für viele jüdische Menschen noch immer mit dem Motiv verbunden ist. Diese Beleidigung zu unterbinden und gleichzeitig an der Stadtkirche einen Ort zu gestalten, der Erinnerung und Geschichtsvermittlung gewährleistet, wird wohl weiterhin die zentrale Herausforderung in Wittenberg sein.



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

## „STEINE DES ANSTOSSES“ – VORTRAGSREIHE ZUR JUDENFEINDLICHEN SCHMÄHPLASTIK AN DER ST. STEPHANI-KIRCHE IN CALBE

Nicht nur in Wittenberg gab und gibt es kontroverse Diskussionen über den Verbleib der dortigen „Juden-sau“-Darstellung. Mit der Instandsetzung der St. Stephani-Kirche in Calbe rückte zuletzt auch die dort angebrachte Schmähplastik in den öffentlichen Blick. Gemeinsam mit dem Gemeindevorstand in Calbe und in Kooperation mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Sachsen-Anhalt richtete die Evangelische Akademie im Projekt „sus et iudaei“ von August bis November eine Vortragsreihe zum Schmähbild und zur Geschichte christlicher Judenfeindschaft in Calbe aus. Angesichts des noch immer grassierenden Antisemitismus war es uns ein Anliegen, über antijüdische Bildwerke, ihren historischen Kontext und ihre Bedeutung für die Gegenwart aufzuklären und über Möglichkeiten des Umgangs ins Gespräch zu kommen.

### Antijüdische Schmähplastiken an deutschen Kirchen

Vortrag von PD Dr. Birgit Wiedl (Institut für Jüdische Geschichte, St. Pölten)

Am 30. August hielt Frau Dr. Birgit Wiedl einen Vortrag über die Entstehung und Verbreitung sog. „Juden-sau“-Darstellungen im deutschsprachigen Raum. Sie gab einen detaillierten Einblick in die mittelalterliche Geschichte antijüdischer Schmähbilder und des zugrunde liegenden Motivs, das Juden in Verbindung mit Schweinen zeigt. Von frühen Darstellungen wie in Brandenburg bis hin zu jüngeren Exemplaren spannen sich Jahrhunderte, in denen sich das Bildprogramm immer wieder fortschrieb, aber auch entscheidende Transfor-

mationen erfuhr. Während frühe Plastiken und Reliefs noch in größere Bildzyklen und einen voraussetzungsreichen theologischen Diskurs eingebettet waren, nahmen spätere Schmähbilder eine immer prominentere Rolle im öffentlichen Raum ein. In der Frühen Neuzeit schließlich verbreitete sich das judenfeindliche Motiv rasant und sickerte über Druckgrafiken, Holzschnitte, Schriften oder Theaterinszenierungen in die Alltags-sphäre ein, wo es Jüdinnen und Juden für alle sichtbar verhöhnte und herabsetzte.

Frau Wiedl präsentierte dazu zahlreiche Details, etwa zur Relevanz von Tiersymboliken in der mittelalterlichen Bildsprache oder den Ambivalenzen in der Interaktion zwischen Christen und Juden. Und sie machte noch einmal deutlich, dass Juden und Christen im deutschsprachigen Raum lange Zeit Tür an Tür lebten – nicht segregiert, sondern in relativer Koexistenz. Den Charakter und das Ausmaß judenfeindlicher Gewalt im Mittelalter macht das besonders schlimm: Nicht abstrakte Feinde oder fanatisierte Einzelne wendeten sich im Zuge von Hostienschändungsvorwürfen oder Pestpogromen gegen die jüdische Bevölkerung, sondern ihre Nachbarn und Bekannten. Frau Wiedl zeigte darüber hinaus auf, dass Jüdinnen und Juden in der Geschichte des Mittelalters nicht nur als passive Betroffene, sondern auch als Akteure vorkommen. Gegen judenfeindliche Schmähbilder und -schriften leisteten sie Widerstand. Juden legten gegen ihre Anbringung und Verbreitung Einspruch ein, schrieben Briefe an Herrscher und administrative Stellen, versuchten sich



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

zu organisieren und schöpften dazu auch Rechtsmittel aus – meist jedoch ohne Erfolg. Bei aller Notwendigkeit der Thematisierung und Erforschung der christlich geprägten Judenfeindschaft, so die Referentin, sollten diese Perspektiven auf die Geschichte, die jüdischen Perspektiven, nicht zu kurz kommen.

Einen Mitschnitt des Vortrags finden Sie hier: [ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/vortragsabend-in-calbe/](https://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/vortragsabend-in-calbe/)



### Herausforderungen und Perspektiven im christlich-jüdischen Dialog

Podiumsgespräch mit Theresa Dittmann (Institut Kirche und Judentum, Berlin), Sara Han (Freie Universität Berlin) und Nir Lasri (Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Sachsen-Anhalt)

Die christlichen Ursprünge der Judenfeindschaft und ihre Erzählungen reichen lange zurück und wirken zum Teil bis heute nach. Insbesondere die theologischen Prämissen, auf deren Grundlage die Abgrenzung vom Judentum jahrhundertlang kultiviert wurde, bilden immer noch eine zentrale Herausforderung im christlich-jüdischen Dialog. In den ab 1945 initiierten Dialogformaten ist Antisemitismus von christlicher Seite immer wieder zutage getreten, aber auch nachhaltig problematisiert und reflektiert worden. Juden und Christen arbeiten heute bundesweit in Gesellschaften und Arbeitsgemeinschaften zusammen – auch in Sachsen-Anhalt. Neben der Organisation von Austausch und Begegnung geht von dieser Zusammenarbeit auch der wichtige Impuls aus, antijüdische Grundmotive im Christentum zu identifizieren und zu hinterfragen.

Eindrücklich beschrieb Sara Han in ihrem Eingangsvortrag, wie bruchhaft und fragil, wie spannungsgeladen und doch wegweisend sich die Geschichte des christlich-jüdischen Dialogs in Deutschland erweist. Besonders in der Anfangszeit war der Dialog begleitet von Zumutungen gegenüber der jüdischen Seite. Mit Uneinsichtigkeit, Bagatellisierungsversuchen, sogar mit offenen Bemühungen zur Mission sahen sich Jüdinnen und Juden im Gespräch mit Christinnen und Christen konfrontiert. Der Beharrlichkeit jüdischer Akteure



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

### Transformationen des Judenhasses. Antijudaismus und Antisemitismus während des 19. Jahrhunderts

Vortrag von PD Dr. Andreas Stegmann (Humboldt-Universität Berlin)

Im 19. Jahrhundert wurde nicht nur die St. Stephani-Kirche in Calbe restauriert, auch für ein Verständnis des modernen Antisemitismus ist diese Zeit enorm wichtig. Der christlich geprägte Antijudaismus erfuhr hier entscheidende Transformationen. In der herausziehenden Moderne wurden judenfeindliche Erzählungen gesellschaftspolitisch neu eingefasst und ausgedeutet. Uralten antijüdischen Selbstverständnissen traten pseudobiologische Vorstellungen von Rasse und Volksgemeinschaft zur Seite. In welchem Verhältnis christlicher Antijudaismus und rassistischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert standen, erhellte Herr Dr. Stegmann anhand einer Auswahl zeitgenössischer Schriften.

Mit dem preußischen Judenedikt von 1812 erhielten Juden in Preußen erste staatsbürgerliche Rechte. Wenn gleich dem Edikt auch verwaltungstechnische Überlegungen zugrunde lagen, kann er als ein Meilenstein auf dem Weg zur gesellschaftlichen Gleichstellung im deutschsprachigen Raum gelten. Die Judenfeindschaft erledigte sich damit freilich nicht. Anhand der 1829 erschienenen Schrift „Das Leben Jesu“ zeigte Herr Stegmann auf, dass klassische Erzählungen des christlichen Antijudaismus im 19. Jahrhundert nach wie vor verbreitet waren. Stellvertretend für viele seiner Zeitgenossen hielt der Autor Karl von Hase am Wahrheitsanspruch des Christentums und der Notwendigkeit der Judenmission fest. In seiner Schrift artikulierte sich die christliche Abgrenzung vom Judentum über jahrhundertlang kultivierte dichotome Zuschreibungen: Auf der einen Seite das Christentum als Religion des Heils und der Gnade, auf der anderen Seite das Judentum als vermeintlich partikuläre Gesetzesreligion. Parallel dazu entwickelte sich aber auch eine neue Form des Judenhasses: Der Antisemitismus. Dieser begründe-

te sich nicht mehr auf der Grundlage eines christlichen Selbstverständnisses, sondern auf der Basis pseudobiologischer Rassetheorien. Jüdinnen und Juden wurden feste Charaktereigenschaften und körperliche Merkmale zugeschrieben. Nicht erst durch ihren Glauben, sondern allein durch ihre bloße Existenz galten sie den modernen Antisemiten demnach als verkommen und gefährlich. Mit seiner Schrift „Das moderne Judentum“ unternahm der protestantische Prediger Alfred Stoecker 1880 den Versuch, ein konservatives gesellschaftspolitisches Programm mit antisemitischen Erzählungen anzureichern. Im selben Jahr veröffentlichte Wilhelm Marr seine Schrift „Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum“ und trug damit maßgeblich zur Rassistifizierung des Judenhasses im deutschsprachigen Raum bei. Bereits zuvor hatten sich vielerorts antisemitische Vereine und Verbände gegründet. Der Antisemitismus war während des 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum präsent und entlud sich schon 1819 während der Hep-Hep-Krawalle gewaltsam an der jüdischen Bevölkerung.

Politisch massenwirksam institutionalisieren konnte sich der Antisemitismus im 19. Jahrhundert noch nicht, führte Andreas Stegmann aus. Erst im beginnenden 20. Jahrhundert sollte sich über den modernen Antisemitismus als Welterklärungsmodell breit mobilisieren lassen. Die ideologischen Grundlagen dafür waren freilich schon zuvor gelegt und popularisiert worden, weswegen ein Blick ins 19. Jahrhundert für eine Analyse der langen Geschichte der Judenfeindschaft unerlässlich ist.

Einen Mitschnitt des Vortrags finden Sie hier:  
[ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/neue-formen-der-judenfeindschaft/](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/neue-formen-der-judenfeindschaft/)



### Die Figurengruppe an der St. Stephani-Kirche in Calbe.

Vortrag von Dr. Hartmut Kühne (Theologe und Kirchenhistoriker, Berlin)

Was hat es mit den Wasserspeiern an der St. Stephani-Kirche auf sich? Wann wurden die Figuren angebracht? Und welche Geschichte verbindet sich mit der judenfeindlichen Schmähplastik an der Kirche? Dr. Hartmut Kühne ist diesen Fragen in den letzten Monaten detail-

liert nachgegangen. Er hat zahlreiche Archive besucht und Bestände gesichtet, um mehr über die 14 unctionen Wasserspeier und über die Baugeschichte der St. Stephani-Kirche zu erfahren.

Dabei konstatierte Herr Kühne zunächst einmal, dass die Figuren sowohl in der zeitgenössischen Literatur als auch in den baugeschichtlichen Dokumenten überraschend lange unerwähnt blieben. Anzunehmen ist, dass bereits Anfang des 15. Jahrhunderts Wasserspeier an der Kirche angebracht wurden, Beschreibungen aus dem Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit fehlen aber gänzlich. Auch aus Zeichnungen und Holzschnitten lässt sich wenig über die 14 Figuren aussagen. Detailliert beschrieben wurden die Wasserspeier erst 1874 vom damaligen Calbenser Pfarrer Moritz Gotthilf Rocke. Der erwähnte die Figuren in seiner Stadtchronik und stellte besonders die judenfeindliche Schmähplastik heraus – ein, wie er schreibt, „Rückbleibsel des in der evangelischen Kirche mehr und mehr glücklich überwundenen Judenhasses und Judenspotts.“ Beschreibungen der Darstellung finden sich später auch bei den Chronisten Max Dietrich (1894), Gustav Hertel (1904) und Paul Krull (1937). Interessanterweise entsprechen ihre Deutungen der Wasserspeier in großen Teilen denen von Rocke. Es liegt also nahe, dass die Rezeption der Calbenser Figur als „Judensau“-Darstellung insbesondere gegen Ende des 19. Jahrhunderts publizistische Verbreitung fand. Ob sie bereits zuvor von den damaligen Betrachtern als solche erkannt und wahrgenommen worden ist, lässt sich hingegen nicht rekonstruieren.

Im Vorfeld des Vortrags war in Calbe vor allem eine Frage immer wieder intensiv diskutiert worden: Sind die heutigen Wasserspeier eigentlich dieselben wie die, die im Spätmittelalter an der Kirche angebracht wurden? Die Einschätzung von Herrn Kühne, die sich auf die Expertise mehrerer Kunsthistoriker und Restauratoren stützt: Mit großer Wahrscheinlichkeit nicht. Dafür spricht sowohl der Zustand der Figuren als auch deren Bildsprache. Vermutlich wurden die Figuren im Laufe der Zeit mindestens einmal ausgewechselt. Wann genau, lässt sich nicht exakt datieren. Anhaltspunkte dafür, dass es sich um jüngere Figuren handelt, finden sich aber bei der steinernen Ausgestaltung von Tierfell oder bei der Art der Oberflächenstruktur. Bezeichnend ist in diesem Zuge auch die Bildsprache der judenfeindlichen Schmähplastik. Während viele der anderen Wasserspeier zumindest ihrer Erscheinung nach auf mittelalterliche Darstellungskonventionen verweisen, entspricht diese Figur in vielen Punkten überhaupt nicht der hoch- und spätmittelalterlichen Motivvorlage. Die im Mittelalter verbreitete Darstellung von als Juden

markierten Menschen, die auf obszöne Weise an den Zitzen einer Sau saugen, sucht man in Calbe vergeblich. Auch trägt die Figur an der St. Stephani keinen mittelalterlichen „Judenhut“.

Stattdessen erinnert die Darstellung mit Kippa und Schläfenlocken vielmehr an antisemitische Darstellungen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Mit dem Stereotyp des sog. „Ostjuden“ hatten Antisemiten im deutschen Kaiserreich massiv Stimmung gegen die jüdische Bevölkerung gemacht. Dass die Figur mit den damals kursierenden Karikaturen und Bildern große Ähnlichkeit aufweist, lässt es nicht unplausibel erscheinen, dass die Calbenser Schmähpastik sogar noch jünger ist als bisher angenommen. Ist die Figur also um 1900 neu angebracht worden? Und wurde ihr jüdenfeindlicher Charakter dabei womöglich noch einmal bildlich aktualisiert? Mit Sicherheit sagen lässt sich das nicht. Es deutet aber vieles darauf hin, dass wir es in Calbe nicht mit einem antijüdischen Motiv des ausgehenden Mittelalters zu tun haben, sondern mit einer eindeutig antisemitischen Darstellung der Moderne. Bezüglich der Entscheidung über den weiteren Umgang mit der Plastik wirft das notwendigerweise neue Fragen auf und zeigt auch neuen Handlungsbedarf an.

Einen Mitschnitt des Vortrags finden Sie hier:  
[ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/  
der-figurenkranz-an-der-st-stephani-kirche-in-calbe/](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/der-figurenkranz-an-der-st-stephani-kirche-in-calbe/)



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

## DER 9. NOVEMBER ALS GEDENKTAG: WAS ERINNERN WIR?

Dass sich am 9. November mit dem Jahrestag der Novemberpogrome und des Mauerfalls zwei einschneidende Ereignisse der deutschen Geschichte überlagern, stellt uns jedes Jahr aufs Neue vor erinnerungspolitische Herausforderungen. Für die Evangelische Akademie und das Projekt „sus et iudaei“ war das der Anlass, einen Blick auf die Kontinuitäten des Antisemitismus in der Bundesrepublik zu werfen und jüdische Perspektiven auf die Wiedervereinigung sichtbar zu machen. Zu Gast waren am 16. November die Publizistin Stella Leder und die Literaturwissenschaftlerin Dr. Juliette Brungs. Das Gespräch moderierte Dr. Nora Pester, Inhaberin des Hentrich & Hentrich Verlags für Jüdische Kultur und Zeitgeschichte.

### Talk am Turm: Jüdische Perspektiven auf die Wiedervereinigung

Podiumsgespräch mit Stella Leder, Dr. Juliette Brungs und Dr. Nora Pester

Wie erlebten Jüdinnen und Juden die DDR? Und wie die BRD? Was ist nach 1945 in den beiden deutschen Staaten vom Antisemitismus geblieben – und was nach 1989? Was heißt Erinnern heute, in einer Zeit in der der Antisemitismus nach wie vor präsent ist? Und wie bewerten Jüdinnen und Juden die jüngere deutsche Vergangenheit, respektive Mauerfall und Wiedervereinigung? Zu diesen Fragen und zu zahlreichen anderen diskutierten am 16. November Stella Leder, Juliette Brungs und Nora Pester. Sie gaben biografische Einblicke in die Vor- und Nachwendzeit und verbanden diese mit fachlicher Expertise und historischen Einordnungen.

Schlaglichtartig rückten dabei unterschiedliche Ereignisse der jüngeren deutschen Vergangenheit in den Blick: Die Großdemonstration am 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz etwa. Oder auch die Leipziger Montagsdemonstrationen. Abseits der bekannten Bilder und Erzählungen ereigneten sich dort Dinge, die damals wie heute kaum wahrgenommen werden. Dass die rechtsextremen Parteien NPD und

DVU auf den Demonstrationen offen zu mobilisieren versuchten, konnten Jüdinnen und Juden nicht ignorieren. Ebenso wie die kleine, aber feine Nuancierung, die aus dem Sprechchor „Wir sind das Volk“ im Laufe des Jahres 1990 immer öfter „Wir sind ein Volk“ werden ließ. Auf jüdischer Seite gab es für diese Entwicklungen oft einen geschärften Blick. Zur Freude über den Mauerfall mischte sich nach 1989 so auch die Sorge vor dem stetigen Anwachsen eines alten neuen deutschen Nationalgefühls.

Tatsächlich folgte auf die Wende eine regelrechte Welle rechter Gewalt. Unsere Podiumsgäste klärten über die Vorgeschichte dieser Ereignisse auf. Sie beschrieben, welche Erfahrungen Jüdinnen und Juden in den beiden deutschen Staaten nach 1945 machten – und wie auch der Antisemitismus dort weiterlebte. In der DDR waren Jüdinnen und Juden weitestgehend unsichtbar. Neben dem gesellschaftlichen Konformitätsdruck zeichneten sich dafür auch weit verbreitete antisemitische Stereotype verantwortlich. Mit dem staatlich nach außen getragenen Antizionismus bekamen sie in der DDR eine öffentliche Bühne, während Vorfälle antisemitischer Gewalt systematisch verschwiegen wurden. In der BRD wiederum waren bereits in den 1970er und 1980er Jahren Anschläge auf Jüdinnen und Juden verübt worden. Antisemitismus war auch hier ein fester Bestandteil jüdischer Alltagsfahrung – und konnte von überall herkommen: von rechts, von links und aus der bürgerlichen Mitte.

Diese Kontinuitäten des Antisemitismus ziehen sich zum Teil bis in unsere Gegenwart. In Deutschland artikulieren sie sich häufig über Formen der Opferkonkurrenz. Jüdische Erfahrungen werden dabei bewusst oder unbewusst in Konkurrenz zu anderen vermeintlichen oder tatsächlichen Gewalt- oder Abstiegsereignissen gestellt, um sie implizit kleinzureden oder übergehen zu können. Auch heute, berichteten Stella Leder und Juliette Brungs, die beide u.a. in der Politischen Bildung tätig sind, gestalten sich die



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie

Prävention gegen Antisemitismus deshalb oft schwer. Sensibilisierung und Bildung scheiterten häufig an den gesellschaftlichen und individuellen Abwehrmechanismen.

#### Interview: „Ich weiß nicht, ob wir das noch reparieren können“

Interview mit Dr. Juliette Brungs

*In einem längeren Interview gab die Literaturwissenschaftlerin und Politische Bildnerin Dr. Juliette Brungs im Anschluss an die Veranstaltung noch einmal einen fachlichen wie biografischen Einblick in die Ereignisse während der Vor- und Nachwendzeit. Wir drucken nachfolgend einen kurzen Ausschnitt davon ab.*

[..]

*Seit einigen Jahren melden sich an den Jahrestagen zu Mauerfall und Wiedervereinigung vermehrt kritische Stimmen zu Wort. Betroffene berichten von massiver rechter Gewalt während der Nachwendzeit. Rostock-Lichtenhagen steht für viele als Sinnbild davon. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?*

Ich habe mich extrem bedroht gefühlt in dieser Phase, Anfang der 1990er. Es war ja nicht nur Lichtenhagen – es war Hoyerswerda, es war Mölln, es war Solingen, es war überall. Zu den Betroffenen gehörten auch die politischen AktivistInnen, die nicht in den Hauptstädten oder großen Städten waren und die permanent irgendwo zusammengeschlagen wurden. Da waren extrem viele Nazis unterwegs. Immer wieder kam es zu Schlägereien und Leute kamen ums Leben, wurden einfach

umgebracht, junge Leute. Ich fand damals, das ist ein Land, das man ruhig hinter sich lassen kann.

Ich muss dazu sagen, ich hatte Freunde in Rostock, ich war oft in Lichtenhagen, ich kannte die Atmosphäre dort. Mich hat das gar nicht gewundert, was da passiert ist, denn die Leute waren extrem abgestumpft teilweise, so verroht. Also ich rede jetzt von Jugendlichen. Es wurde unglaublich viel Alkohol konsumiert, also bis zur Besinnungslosigkeit. Und das war auch immer das Ziel, die Besinnungslosigkeit. Offensichtlich gab es nicht genug Aktivierendes, zu viel Frustration, zu wenig Angebot für die Jugendlichen. Und vielleicht auch zu wenig kritische Auseinandersetzung mit allem Möglichen, auch in der DDR. Dass sowas passiert wie in Lichtenhagen, war für mich leider keine Überraschung. Ein großes Entsetzen natürlich, aber keine Überraschung. Es würde auch den jüdischen Stimmen helfen, wenn die Minoritäten, die damals rassistisch angegriffen wurden, heute viel mehr Sichtbarkeit bekämen und die Auseinandersetzung damit viel deutlicher würde. Für mich war aber schon damals nicht so sehr die Frage „Wie geht's den Jüdinnen und Juden?“. Ehrlich gesagt ist es für mich die Frage „Wie geht's der Gesellschaft?“. Wenn sich wie Anfang der 1990er Jahre sowas hochschraubt, wenn diejenigen, die Minoritäten sind, sofort ins Visier kommen, dann ist das mehr als ein deutlicher Hinweis darauf, dass in der Gesellschaft irgendetwas ganz und gar nicht stimmt.

*Was war der Auslöser für diese Gewalt? Der latente Rassismus und Antisemitismus in signifikanten Teilen der Bevölkerung oder die sozialen Verwerfungen nach der Wiedervereinigung? Wie würden Sie das gewichten?*

Ich würde mich gar nicht auf die eine oder andere Seite schlagen wollen. Beides spielt eine Rolle. Man kann jetzt hingehen und sagen: Die Leute wurden damals nicht mitgenommen und dann sind die da verelendet und sozial verkommen – das glaube ich alles nicht. Das sind alles viel zu einfache Erklärungen. Das mag in Einzelfällen so sein, aber es hat eben viel tiefere Gründe. Trotzdem hat das Ganze natürlich auch mit gesellschaftspolitischen Grundfragen zu tun: Welche Gesellschaft wollen wir sein? Für wen sollte Platz sein? Und für welche Geschichten sollte Platz sein? Und gerade nach der Wende spielt da auch die Frage eine Rolle: Haben wir die DDR-Leute eigentlich mitgenommen? Hatten die eine Möglichkeit auf den Zug aufzuspringen? Oder haben wir die abgehängt und sind in eine frohe Zukunft davongefahren? Ich war damals schon der Ansicht, dass wir sehr viel unterlassen haben, gerade Anfang der 1990er Jahre, und dass sehr viele Leute mit so einer Wut im Bauch zurückblieben. Und dass diese Wut im Bauch als Bumerang noch einmal zurückkommen würde. Das zeigt sich auch heute. Als ich Pegida und wie sie alle heißen auf ihren Demos gesehen habe, musste ich feststellen: Das ist das meine Altersgruppe, das ist meine Generation. Das sind die Leute, mit denen ich zur Schule gegangen bin. Wir haben da etwas Wichtiges vermasselt. Und ich weiß nicht, ob wir das noch reparieren können, aber versuchen sollten wir es auf jeden Fall.

[..]

Das gesamte Interview können Sie hier nachlesen: [ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/was-erinnern-wir-am-9-november](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/was-erinnern-wir-am-9-november)



#### Der 9. November und die Kontinuitäten rechter Gewalt

*Dieser Text entstand im Vorfeld der Veranstaltung und wurde zum 9. November als Debattenbeitrag des Projektmitarbeiters Vincent Kleinbub auf der Webseite der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt veröffentlicht.*

Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus waren im frisch wiedervereinigten Deutschland für alle sicht-

bar. Am 24. August 1992 brannte in Rostock-Lichtenhagen unter Applaus der Umstehenden eine Unterkunft für vietnamesische Vertragsarbeiter. Dutzende hatten das Gebäude zuvor in Brand gesetzt und schauten zu, wie sich die verzweifelten Menschen vor den Flammen zu retten versuchten und schließlich aufs Dach entkamen. Keine zwei Jahre später, am 25. März 1994, brannte in Lübeck die dortige Synagoge. Vier Rechtsextreme hatten das Gebäude mit Molotowcocktails angegriffen. Die fünf Personen, die sich zur Tatzeit im Gebäude befanden, konnten gerade noch evakuiert werden. Ein weiterer Anschlag auf die Synagoge im Folgejahr ist bis heute nicht aufgeklärt. Eine regelrechte Serie rechter Gewalt durchzog die Bundesrepublik der 1990er Jahre – und wirft bis heute einen Schatten auf die Nachwendzeit.

Offen wollte man über die Gewalt damals oft nicht reden. Rechte Gewalt? Das sollte es im wiedervereinigten Deutschland nicht geben dürfen. In der Folge verharmlosten zahlreiche Politiker die Ausschreitungen, redeten sie klein oder gaben gar den Opfern eine Mitschuld. Einheitskanzler Helmut Kohl besuchte weder Rostock noch Solingen noch Mölln. Statt den grassierenden Rassismus und Antisemitismus gesellschaftlich umfassend zu problematisieren, kursierten allerhand alternative Erklärungsmuster für die Taten: jugendlicher Leichtsinn, soziale Abstiegs Erfahrung, psychische Probleme der Täter, Arbeitslosigkeit oder ein vermeintliches Demokratiedefizit. Hinweise der Opfer und Hinterbliebenen auf den wachsenden Nationalismus im Zuge der Wiedervereinigung wiegelte man vielfach ab. Beschämend viele Bürgerinnen und Bürgern stellten sich im Nachgang der Anschläge und Übergriffe sogar hinter die Angreifer.

Was geschah hier? Warum diese Gewalt? Und warum gerade jetzt? Die Antworten auf diese Fragen sind vielschichtig und sie reichen zeitlich weiter zurück als es auf den ersten Blick scheint. Antisemitismus und Rassismus hatte es nach 1945 durchgängig in beiden deutschen Staaten gegeben – und das ganz ohne die sozialen Verwerfungen der Wiedervereinigung. In der Bundesrepublik hatten bereits in den 1970er und 1980er Jahren rechtsextreme Anschlagsserien stattgefunden. 1980 etwa der Mord an Shlomo Lewin und Frida Poeschke oder 1982 die sogenannten „Nürnberger Diskothekmorde“. In der DDR hingegen wurde rechte Gewalt als „Rowdytum“ heruntergespielt und in vielen Fällen ignoriert oder vertuscht. Die antisemitische Stoßrichtung des Slánský-Prozesses schwappte bereits in den 1950er Jahren in die DDR und führte dort zu Repressionen gegen Jüdinnen und Juden. Währenddessen waren zahlreiche Nazis trotz aufwendiger Gerichtsprozesse



Bild: Die Berliner Mauer im Dezember 1989.  
 CC BY-SA 2.0, Foto: Raphaël Thiémarc.  
 Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berlin\\_1989,\\_Fall\\_der\\_Mauer,\\_Chute\\_du\\_mur\\_22.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berlin_1989,_Fall_der_Mauer,_Chute_du_mur_22.jpg)

und Entnazifizierungsverfahren in beiden deutschen Staaten ungeschoren davongekommen. Und machten Karriere, bis weit in die 1980er und 1990er Jahre hinein. Die nationalsozialistische Vergangenheit – präsent war sie trotz der Zäsur im Jahre 1945 also noch immer. Allerdings schien sie für viele Deutsche in Ost und West keine unmittelbare Bedeutung für ihre Gegenwart darzustellen. Schon gar nicht 45 Jahre später, im frisch wiedervereinigten Deutschland, wo doch ganz andere Themen im Vordergrund standen: Privatisierungsmaßnahmen, Währungsreform, Angleichung der Lebensverhältnisse. Unter diesen zugespitzten Bedingungen zeigte sich ab 1989, was vorher nie weg gewesen war, sich nun aber öfter und gewaltsamer artikuliert. Kein Jahr nach dem Mauerfall und noch in der Nacht der Wiedervereinigung brannte es in der Bundesrepublik. In Magdeburg griffen Neonazis ein Wohnheim vietnamesischer Vertragsarbeiter an, in Zerbst ließen 200 Menschen ein besetztes Haus in Flammen aufgehen, in Rostock mussten 25 jüdische Spätaussiedler in Sicherheit gebracht werden. Insgesamt 30 rechte Gewaltakte verzeichnet die Initiative „zweiteroktober90“ bundesweit in nur dieser einen Nacht des 2./3. Oktobers. Nationalismus und rechte Gewalt hatten im Zuge der Wiedervereinigung neuen Nährboden bekommen. Und die Befürchtungen derjenigen, die bereits vor 1989 vor den Gefahren eines neu aufflammenden deutschen Nationalismus gewarnt hatten, schienen sich zunehmend zu bestätigen.

Gegenwärtig wird die Geschichte des Mauerfalls und der darauffolgenden Wiedervereinigung weitgehend ohne die massive Welle rechter Gewalt erzählt – ohne die An- und Übergriffe der 1990er Jahre, den grassierenden Alltagsrassismus dieser Zeit, die antisemitischen Parolen, Schmierereien, Gängelungen. Im Bewusstsein der nationalsozialistischen Gewaltgeschichte und vor dem Hintergrund der eigenen Verantwortung erinnern wir am 9. November an die jüdischen Opfer der nationalsozialistischen Novemberpogrome von 1938 und würdigen Mauerfall und Wiedervereinigung stattdessen

am 3. Oktober. Darüber vergessen wir aber häufig die Perspektiven der heute lebenden Juden – und den bis heute anhaltenden Antisemitismus und Rassismus. Der Blick auf die rechte Gewaltserie in der unmittelbaren Nachwendzeit führt uns dies beispielhaft vor Augen. Anders als Bundeskanzler Kohl reiste Ignatz Bubis, der damalige Präsident des Zentralrats der Juden, unmittelbar nach den Ausschreitungen im November 1992 nach Rostock-Lichtenhagen. Mit seinem Besuch, der der Solidarisierung mit den Opfern der rassistischen Gewalt galt, stieß er vor Ort aber nicht auf Zustimmung, sondern vielfach auf Entrüstung. Warum er sich hier in deutsche Debatten einmische, seine Heimat sei doch Israel, schleuderte Bubis der Rostocker CDU-Abgeordnete Karlheinz Schmidt damals entgegen. Nicht die Gewalt selbst, sondern die Anwesenheit eines Juden vor Ort wurde zum Problem erklärt. Noch sechs Jahre später machte der Schriftsteller Martin Walser dem Zentralratspräsidenten seinen Besuch in Lichtenhagen öffentlich zum Vorwurf. Im Nachgang seiner zweifelhaften Paulskirchenrede warf er Bubis vor, er habe durch seine bloße Anwesenheit damals in unzulässiger Weise suggeriert, dass die Taten im Bezug zum Nationalsozialismus stünden.

Dass Friedliche Revolution, Mauerfall und Wiedervereinigung als historische Ereignisse öffentlich gewürdigt werden müssen, steht außer Frage. Die Erfahrungen der von rechter Gewalt Betroffenen und die Kontinuität von Antisemitismus und Rassismus in der wiedervereinigten Bundesrepublik sollten in die Art und Weise, wie wir Geschichte erinnern, aber notwendigerweise mit einfließen. Das gilt auch und insbesondere für den 9. November, der uns in seiner doppelten Codierung als Jahrestag der Novemberpogrome und des Mauerfalls erinnerungspolitisch noch immer vor Herausforderungen stellt. Sich der Gegenwart dieser Geschichte bewusst zu werden und sich ihr zu stellen, heißt auch, Wege zu suchen, die jüngere deutsche Vergangenheit anders und vielfach neu zu erzählen.

## BILDUNGSARBEIT

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit im Projekt „sus et iudaei“ lag auf der Konzeption und Durchführung von Bildungsseminaren und Workshops. Im Bereich der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit sind Angebote, die sich mit christlich geprägten Artikulationsformen der Judenfeindschaft auseinandersetzen, noch immer unterrepräsentiert. Deshalb entstanden im Projekt zwei Bildungsmodule, die über die Auseinandersetzung mit dem Wittenberger Schmährelief einen Zugang zum Thema der christlichen Judenfeindschaft ermöglichen.

### Schmährelief und Judentum im Spiegel der Lutherschriften

Halbtagesseminar für Wittenberger Stadtführerinnen und Stadtführer

Anfang Dezember fand in den Räumen der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt erstmals der Workshop „Lokale Erinnerung – Schmährelief und Judentum im Spiegel der Lutherschriften“ statt. Zielgruppe waren die Stadtführerinnen und Stadtführer der Lutherstadt Wittenberg, in deren Alltag die Vermittlung von Hintergründen über das jüdenfeindliche Relief an der Stadtkirche eine große Rolle spielt.

Gemeinsam erarbeiteten wir uns Wissen über die Geschichte des Antijudaismus und seine Nachwirkungen und setzten uns detailliert mit drei Schriften Luthers auseinander: Dass Jesus ein geborener Jude sei (1523), Von den Juden und ihren Lügen (1543) und Vom Schem Hamphoras und dem Geschlecht Christi (1543). Im Gegensatz zu seinen späten Schriften, wandte sich Luther 1523 noch gegen die gewaltsame Missionierung von Jüdinnen und Juden. Judenfeindliche Mythen wie die Ritualmordlegende wies er zurück, ebenso wie die Zuschreibung des Wuchers oder der Hostienschändung. Später dann erfolgte jedoch ein fundamentaler Richtungswandel. 1543 entwarf Luther ein Programm zur Vertreibung und Entrechtung von Jüdinnen und Juden. In diesem Zuge nahm er auch Bezug auf das Schmährelief an der Stadtkirche. Im Mittelpunkt des Seminars stand dementsprechend die Erörterung der Frage, woraus sich Luthers Judenhass begründete und wie Luthers antijüdische Schriften und das jüdenfeindliche Relief an einem für die Reformation so bedeutsamen Ort wie der Stadtkirche adäquat thematisiert werden können.

Erarbeitet und durchgeführt wurde das Abendseminar von der Projektstelle „sus et iudaei“ an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Kooperation mit der Fachstelle für Politische Bildung und Entschwörung der Amadeu Antonio Stiftung. Wir danken der Fachstelle herzlich für ihre Unterstützung.



Foto: CMelms/Ev. Akademie

### Wohin mit dem Relief? Workshop mit Kindern und Jugendlichen

Im Rahmen eines Projekttags der Kreuzbergeschule in Dessau kamen am 30. November Schülerinnen und Schüler der Siebten Klassen nach Wittenberg. Im Projekt „Alles Glaubenssache?“ der Evangelischen Akademien konnten sie mehr über Martin Luther lernen und sich mit der Reformationsgeschichte und der Stadt Wittenberg im 16. Jahrhundert auseinandersetzen. An der Stadtkirche wurden sie dabei auch mit den Schattenseiten der lutherischen Reformation konfrontiert. Anhand des jüdenfeindlichen Schmähreliefs diskutierten wir in einem von der Projektstelle konzipierten und durchgeführten Workshop die Ursachen für Luthers Judenhass und sprachen über die Auswirkungen der christlichen Judenfeindschaft im Mittelalter und der Frühen Neuzeit.

Die Schülerinnen und Schüler hatten dabei auch die Gelegenheit, sich in die Debatte um den Verbleib des Reliefs einzumischen. Auf einer Meinungslinie konnten sie sich zu verschiedenen Aussagen positionieren. Sollte man das Relief abnehmen, weil sich viele Jüdinnen und

Juden noch immer davon beleidigt fühlen? Oder ist es gut, dass das Bild an der Kirche hängt, sodass man sich vor Ort damit auseinandersetzen kann? Die Schülerinnen und Schüler lernten verschiedene Perspektiven auf diese Frage kennen und merkten schnell, dass es gute Gründe für beide Positionen gibt. „Kann man den Judenhass nicht auch thematisieren, wenn das Relief nicht mehr an der Kirche hängt?“ merkte einer der Schüler an. Ein anderer entgegnete, dass wenn man das Relief ins Museum verbringe, man dort Eintritt zahlen müsse. Deshalb sei es vielleicht doch besser, das anti-jüdische Bildmotiv an Ort und Stelle zu thematisieren. Was die Schülerinnen und Schüler hier im Kleinen diskutierten, ist Thema in vielen Kirchengemeinden in Deutschland. Rund 30 sogenannte „Judensau“-Darstellungen finden sich heute noch an Kirchen und anderen Gebäuden. Bei der Frage nach dem richtigen Umgang mit ihnen gilt es einerseits die Betroffenenperspektiven wahrzunehmen, die lange nicht gehört worden sind, andererseits aber auch die eigene christliche Vergangenheit und die Kontinuitäten christlicher Judenfeindschaft öffentlich zu thematisieren.

Foto: c\_melms/Ev. Akademie



### Neue Impulse für den Schulunterricht

Christlich geprägte Bilder der Judenfeindschaft und ihre Aktualität fordern auch Lehrkräfte und Akteure aus der Bildungsarbeit heraus. Gemeinsam mit einer Seminargruppe „Fachdidaktik Evangelische Religion“ des Landesamtes für Schule und Bildung (LaSuB) in Leipzig unter der Leitung der Fachausbildungsleiterin Juliane Keitel wurden im Projekt „sus et iudaei“ deshalb Möglichkeiten der Auseinandersetzung im Religionsunterricht diskutiert. An einem Projekttag, den die Gruppe im Rahmen ihres Vorbereitungsdienstes an der Evangelischen Akademie durchführte, spürten wir den expliziten wie impliziten Abgrenzungsmustern nach, die das Christentum gegenüber dem Judentum jahrhundertlang kultiviert hat. Diese Abgrenzung war und ist nach wie vor ein Nährboden für verschiedene Formen des Antisemitismus – und genau hier müsste unserer Einschätzung nach zukünftige Bildungsarbeit im Feld der Religionspädagogik noch stärker ansetzen. Neben jüdenfeindlichen Reliefs und Bildwerken nahmen wir dabei auch grundsätzliche historische wie theologische Konfliktfelder in den Blick. Die von vielen noch immer konstatierte Dichotomie von Altem und Neuem Testament etwa, die Identifizierung des Judentums als vermeintliche Rache- und Sühnerreligion oder die Substitutionstheologie, deren Abbilder sich auch heute noch in kirchlichen Kontexten finden. Für dringend geboten halten wir eine antisemitismuskritische Perspektive auf bestimmte christologische Vorstellungen. Nicht zuletzt diskutierten wir auch die Auseinandersetzung mit Martin Luthers Judenfeindschaft in Schulbüchern für den Evangelischen Religionsunterricht. 1543 hatte Martin Luther zwei einflussreiche jüdenfeindliche Schriften verfasst, eine von ihnen nimmt sogar konkret Bezug auf das jüdenfeindliche Schmähbild in Wittenberg. In den stichprobenartig ausgewählten Schulbüchern liest man darüber erstaunlich wenig. Eine Leerstelle, die unseres Erachtens angegangen werden muss.

Bedarf an Bildungsmaterialien und -angeboten dazu stellen wir sowohl im Schulkontext als auch bei der lokalen Wissensvermittlung in Wittenberg fest. Hier gilt es, Synergien zu bündeln und Expertise zur Verfügung zu stellen. Im Anschluss an unser Arbeitstreffen stand deshalb die Konzeption eines Bildungsmoduls, das durch eine Teilnehmerin der Fachdidaktikgruppe im Dezember 2022 bereits als Unterrichtsentwurf an einem Gymnasium erprobt wurde.



Foto: VKleinbub/Ev. Akademie



### Programm zur Vortragsreihe in Calbe

Informationen unter: [ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/steine-des-anstosses/](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/steine-des-anstosses/)



Abbildungen: Historische Commission der Provinz Sachsen (H. J. Bredow) und Darstellung der älteren Bau- und Kunst Denkmäler der Provinz Sachsen, 2. Teil, Heft: Der Kreis Calbe (1861/62)

# Steine des Anstoßes

Vortragsreihe | 30. August bis 15. November 2022 | St. Stephani-Kirche Calbe

EVANGELISCHE AKADEMIE SACHSEN-ANHALT

SACHSEN-ANHALT #moderndenken

EVANGELISCHE KIRCHE IN MITTELDEUTSCHLAND

Im Gespräch bleiben

### Broschüre zur Schmähplastik in Calbe

[ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/der-figureskranz-der-st-stephani-kirche/](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/der-figureskranz-der-st-stephani-kirche/)



## Die Wasserspeier der St. Stephani Kirche in Calbe (Saale)

Baugeschichtliche Einschätzungen zu Ursprung, Wirkung und Rezeption des Figurenkranzes

EVANGELISCHE AKADEMIE SACHSEN-ANHALT

## PRESSE UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Das Projekt „sus et iudaei“ war im Jahr 2022 medial vielfach sichtbar. Artikel und Meldungen über die Projektarbeit erschienen u.a. im SPIEGEL, bei Deutschlandfunk Kultur, der Mitteldeutschen Zeitung und der Volksstimme.

Über die Beiratsentscheidung im Juni wurde weiterhin bundesweit berichtet.

Auch auf Tagungen und Fachkonferenzen war das Projekt vertreten, beispielsweise bei der Fachtagung „Christliche Signaturen des zeitgenössischen Antisemitismus“ in Berlin, dem „Fachtag gegen Antisemitismus“ in Magdeburg oder bei der Fachkonferenz „All Actual Life is Encounter“ in Berlin.

Einen Pressespiegel zum Projekt finden Sie hier: [ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/pressespiegel-zum-projekt-sus-et-iudaei/](http://ev-akademie-wittenberg.de/diskurs/pressespiegel-zum-projekt-sus-et-iudaei/)



## IMPRESSUM

Eine Publikation im Rahmen des Projekts  
„sus et iudaei – Schmähpastiken in Sachsen-Anhalt“

Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt  
Schlossplatz 1D  
06886 Lutherstadt Wittenberg  
Tel.: 03491/4988 – 0  
E-Mail: [info@ev-akademie-wittenberg.de](mailto:info@ev-akademie-wittenberg.de)

Lutherstadt Wittenberg, Dezember 2022

Gefördert von:



**SACHSEN-ANHALT**

Ministerium für Bildung

**#moderndenken**



EVANGELISCHE KIRCHE  
IN MITTELDEUTSCHLAND

## ÜBER DEN AUTOR

Vincent Kleinbub hat in Leipzig und Ljubljana Politikwissenschaft sowie in Halle den interdisziplinären Masterstudiengang „Kulturen der Aufklärung“ studiert. Seit 2022 ist er Doktorand der Geschichtswissenschaft und arbeitet darüber hinaus in der Politischen Bildungsarbeit. Als Projektmitarbeiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt betreute er 2022 das vom Bildungsministerium des Landes Sachsen-Anhalt und von der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland geförderte Projekt „sus et iudaei – Schmähpastiken in Sachsen-Anhalt“.

